



Barbara Witte

## Recherche et Recherche

Grenzgänge zwischen Theorie und Praxis

»Was tust du?«

»Ich arbeite.«

»Warum hast du dann die Füße auf dem Tisch?«

»Ich denke.«

»Kriegst du für Denken Geld?«

Das findet mein fünfjähriger Sohn komisch. Den Job des Papas versteht er schon eher. Papa macht Fernsehen und Radio. Papa ist Journalist. Das war ich auch einmal. Das bin ich eigentlich noch immer. Irgendwie jedenfalls.

Als Journalistik-Professorin bleibt man schließlich dem Metier treu, auch wenn man soeben die Welt gewechselt hat. Dabei ist Journalistik an sich bereits eine Wanderung zwischen den Welten – schon wegen der Schwierigkeit, Theorie und Praxis miteinander zu vereinbaren.

Journalisten hinterfragen Dinge, beobachten Sachverhalte, erklären die Welt. Sich selbst beobachten Journalisten in der Regel nicht, wenn sie nicht gerade für eine Medienredaktion arbeiten. Aber auch dann beobachten sie nicht sich selbst, sondern die Kollegen und die Konkurrenz. Der Journalismus ist eine feste Größe in der Gesellschaft. Er reagiert auf gesellschaftliche Wirklichkeit und verändert gesellschaftliche Wirklichkeit. Dabei bildet er eigene Regeln und Rollen. Einerseits beobachtet die Journalistik dies. Andererseits hat sich die Journalistik auch aus der Idee entwickelt, dass Journalismus gesellschaftlich so wichtig ist, dass es sich als sinnvoll erweist, entsprechende Studiengänge zu schaffen. Dadurch hat die Journalistik immer auch etwas Normatives. Normen, die den Journalismus gelegentlich interessieren, aber eben nur gelegentlich. Hier gelten unterschiedliche Realitätsbezüge. Die Wissenschaft zielt auf Klärung der Bedingungen und Möglichkeiten, unter denen der Journalismus zustande kommt, und stellt Regeln auf. Der Journalismus steckt mitten in diesen Bedingungen, sozusagen im Nahkampf, und schert sich zumeist wenig um diese Regeln.

Was natürlich nicht heißt, dass der Journalismus keine Regeln kennt.

Als Journalistin, die nun Journalistik betreibt, bin ich beides. Die Differenz liegt in den unterschiedlichen Distanzen. Da wäre einerseits die Distanz der Wissenschaftlerin zum Gegenstand, die ein Journalist gar nicht haben kann. Als Journalistin bin ich nämlich Teil des Geschehens. Das bedeutet zwar, dass ich andererseits auch eine Distanz aufbauen muss, aber eine gänzlich andere als jene der Wissenschaft zum Gegenstand Journalismus.

Ein Beispiel: Für den Sender Freies Berlin war ich vor Jahren bei der Eröffnung des Otto-Lilienthal-Flugplatzes unweit von Berlin. Der Job: eine Reportage. Ich im Flugzeug. In einem Leichtflugzeug. So ein Ding sieht aus wie ein Motorrad in der Luft. Oben offen. Außer dem Piloten und mir hätte weiter keiner in die Maschine gepasst. Wir machten einen Rundflug. Ich hasse Fliegen. Ich leide unter Flugangst. Dieser Flug hat mir, obwohl deutlich gefährlicher als ein Flug in einem Linienflugzeug, wenig ausgemacht. Ich war nicht ich, ich war als Journalistin unterwegs. Professionell.

Ein zweites Beispiel: Wieder eine Reportage für den Sender Freies Berlin, diesmal eine Obduktion. Mir persönlich wäre bei der Angelegenheit schlecht geworden. Der Reporterin nicht. Zwei Stunden konnte sie sich kühlen Blickes die unter ästhetischen Gesichtspunkten durchaus fragwürdigen Innereien einer vor Tagen Verstorbenen ansehen. Das hätte ich ohne Selbstdistanz schlicht nicht fertiggebracht. Dabei sind dies nun wahrlich noch keine Heldenhistorien, keine Kriegsreportergeschichten oder ähnlich Schreckliches. Das ist eher Lokalreporteralltag. Und um den an künftige Journalisten weiterzugeben, um sie vorzubereiten, sie ihrem Berufsalltag näherzubringen, bin ich an der Hochschule.

Doch die Journalistik ist mehr als die Weiterreichung von Handwerk. Denn hier sollen die künftigen Journalis-



ten die Regeln des Handelns einüben und dadurch eine Selbstreflexion erlernen, die nicht alltägliche Praxis ist. Hier sollen die journalistischen Instrumentarien und Herangehensweisen hinterfragt werden. Das ist ein wesentlicher Teil der Veranstaltung. Für die Studierenden ist die Selbstreflexion Kernstück des Lernens. Für die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Journalismus ist der Verzicht auf Unmittelbarkeit Grundvoraussetzung.

Es sind eben doch verschiedene Welten, Wissenschaft und Journalismus. Und wenn man von der einen in die andere wechselt, dann ist das ein wenig wie ein Umzug in ein fernes Land, egal ob man dieses Land schon einmal länger bereist hat oder nicht.

Nehmen wir nur die Wissenschaft und ihre Sprache: Eine einfache, nicht unbedingt allein zutreffende Definition von Wissenschaft ist die von der Verwaltung des ak-

*Die Welt der Wissenschaft riecht nach Grundschule. Weiße Wände, kahle Räume, Stühle auf den Tischen.*

tuellen Wissensstandes einer Gesellschaft. Als Journalistin hätte ich geschrieben: Kurz, es handelt sich um eine Art Behörde. Das ist in der Provinz immer noch die Nummer mit dem Bohnerwachs: Die Welt der Wissenschaft riecht nach Grundschule. Weiße Wände, kahle Räume, Stühle auf den Tischen. Das ist natürlich eine wissenschaftlich völlig unzulässige Bemerkung. Die Aussage über Welt, die in diesem – zugegeben etwas konstruierten – Zusammenhang steckt, dürfte dennoch jedem Ex-Grundschüler sofort klar werden. Eine Einsicht durch eine Metapher zu vermitteln, ohne einen empirischen Beleg, ohne erst zahlreiche Fragebögen oder Tiefeninterviews ausgewertet zu haben, stellt sich für den gemeinen Sozialwissenschaftler als schwierig dar. Wissenschaftlicherseits müsste man für Erkenntnisgewinne wesentlich mehr Bäume fällen.

Der Journalismus hat es leichter, die eine oder andere Einsicht zu vermitteln. Das führt gelegentlich dazu, dass im Journalismus fröhlich vor sich hin schwadroniert wird, gern auch mal ohne jeden Beleg. Dennoch: Die Leichtigkeit im Umgang mit Welt und Sprache, die Selbstverständlichkeit, mit der Journalisten ›Welt‹ schreiben, wenn sie Welt meinen, diese Leichtigkeit verliert sich in der Wissenschaft. Das muss auch so sein. Ebenso wie der Verlust der Unmittelbarkeit ist die Definition der eigenen Begrifflichkeiten Voraussetzung und Teil der Wissen-

schaft. Leider wird Wissenschaftlichkeit von vielen Sozialwissenschaftlern mit Langeweile verwechselt. Ist die journalistische Falle die Unseriosität, die sich als Kurzweil kaschiert, so besteht die wissenschaftliche Falle in der Langeweile, die sich als Seriosität ausgibt. Das Problem begegnet mir immer wieder in den Praxis-Seminaren. Sagen Sie einem Studierenden: Ich möchte einen seriösen Bericht, dann pflegt die erste Fassung wegen ihrer einschläfernden Wirkung schon beinahe unter das bundesdeutsche Betäubungsmittelgesetz zu fallen.

Bei wissenschaftlichen Texten kommt hinzu, dass die Frage, was denn wissenschaftlich sei und was nicht, ja auch von der jeweiligen Disziplin abhängt. Und da erweist sich die Demarkationslinie, die üblicherweise zwischen Geistes- und Sozialwissenschaften gezogen wird, als zwanghaft und gelegentlich als nahezu grotesk. Vereinfacht ließe sich sagen: Wer in den Sozialwissenschaf-

ten Schiller zitiert, steht mit einem Fuß in der Unterhaltung. Es macht aber auch kaum jemand. Man könnte als unseriös gelten. Es entsteht eine Art Schiller-Angst-Syndrom. Ich kenne das inzwischen von mir selbst. Wenn ich mich an den Schreibtisch setze, wild entschlossen, den versprochenen Beitrag für den Sammelband *xy* zu verfassen, dann betrete ich den Wissenschaftscontainer. Jede Leichtigkeit scheint von der Tastatur zu entweichen, und es entstehen Sätze, die zu schreiben ich mich als Journalistin geweigert hätte. Zu Recht. Es ist mühselig, den Wissenschaftscontainer zu verlassen. Man muss sich jedes Mal wieder das Schiller-Syndrom vor Augen führen.

Würde das Schiller-Syndrom lediglich den Unterhaltungswert eines Textes betreffen, dann wäre das im Großen und Ganzen nicht dramatisch. Wissenschaft hat nicht per se die Aufgabe, unterhaltsam zu sein. Wohl aber die, etwas zu erklären, die gewonnene Erkenntnis weiterzugeben und das eigene Tun zu vermitteln. Das funktioniert, habe ich als Journalistin gelernt, immer nur dann, wenn man sich verständlich ausdrückt. Will man gelesen werden, ist ein Schuss Unterhaltung auch nicht zu verachten. Für Journalisten ist ein Minimum an Unterhaltung ein Muss. Schließlich gibt es einen Markt der Aufmerksamkeit. Diesen Markt zu bedienen ist für die Journalistin nicht ganz so schwierig. Die gebotene Reduktion von Komplexität lässt sich letzten Endes fast im-



mer realisieren. Mit der Wissenschaft verhält es sich etwas anders, denn ihr Markt gehorcht anderen Gesetzen. Das Kriterium der Verständlichkeit zählt hier erheblich weniger. Die Wissenschaft versucht die Komplexität abzubilden bzw. entsprechende Modelle zu entwickeln, die selbst wieder komplex sind. Diese Modelle einem breiten Publikum zu vermitteln ist schwierig. Sicher, auch hier wird vereinfacht – nicht bis auf das Niveau der im Journalismus viel zitierten Oma Kasupke –, aber eine bestimmte Reduktion erfolgt bereits bei jedem Aufschreiben einer Erkenntnis. Dabei scheinen die Codes, in denen Erkenntnisse und Beobachtungen weitergereicht werden, stark voneinander abzuweichen. 15 Jahre Erfahrung im Journalismus gelten da in der Wissenschaft noch lange nichts. Gelegentlich scheint das Gegenteil der Fall zu sein. Da schlägt einem bei der Bewertung der einen oder anderen Formulierung oder Herangehensweise schon mal ein »das ist ja ›nur‹ journalistisch« entgegen.

Beharrt ein Fach, eine Disziplin, ein Bereich zu sehr auf den eigenen und nur den eigenen Standards, dann ergibt sich neben der Verständlichkeitsproblematik eine weitere Schwierigkeit: Starre Verfahren drohen den Blick einzuzengen und bewirken auf Dauer einen Erkenntnisausschluss. Welche Beobachtungen werden publiziert, welche nicht? Welche haben somit überhaupt eine Chance, wissenschaftlich weiterbearbeitet zu werden, welche nicht? Ein Beispiel: In meinem ersten Semester an der Hochschule Bremen habe ich einer Studentin empfohlen, für ihre Diplomarbeit Siegfried Weischenbergs *Neues vom Tage* zu lesen. Eine Kollegin merkte an dieser Stelle an, das sei aber kein wissenschaftliches Buch. Das kann man so sehen. Der Text kommt wenig wissenschaftlich daher. Keine Zitate, keine genauen Angaben verwendeter Untersuchungen. Dennoch: Die Überlegungen, die Weischenberg in seinem Essay zusammengefasst hat, folgen durchaus Beobachtungen mit wissenschaftlich geschärftem Blick. Meiner Ansicht nach zutreffende, im Buch zugespitzte und gut formulierte Beobachtungen und Überlegungen. Wissenschaftlich? Nun ja. Da sind wir wieder beim Problem. Was ist wissenschaftlich? Sicherlich weder die Anzahl der Fußnoten noch die pure Empirie. Und die fängt ja mindestens einmal bei der Beobachtung an.

Ist nur Wissenschaft drin, wo Wissenschaft draufsteht? Gehört nicht mehr zum wissenschaftlichen Umfeld, als die Scientific Community auf den ersten Blick wahrnimmt? Vielleicht wären etwa ein Rekurs auf Brecht

oder Hemingway oder ein gelegentlicher Verzicht auf die geltenden Regeln eine Erweiterung der Grenzen von Wissenschaft. Und eventuell wäre so ein Vorgehen fruchtbarer als Isolation und Abschottung. Oder ist dies schon wieder zu journalistisch gedacht? Beim Lesen vieler sozialwissenschaftlicher Texte kommt ab und an ein böser Verdacht auf: Wenn Max Weber heute seine Texte für einen sozialwissenschaftlichen Sammelband einschicken würde, könnte er Pech haben und alle zurückbekommen. Unwissenschaftlichkeit wäre mutmaßlich noch das Mindeste, was man ihm vorwürfe. Auch Kant und Hegel haben sich nicht an heute gültige Zitationsvorschriften gehalten. Sollen wir Kant und Hegel ausmisten? Wie gesagt, da hat es die Journalistin einfacher. Als Journalistin konnte ich problemlos den kategorischen Imperativ erwähnen, ohne gleich die kantische Moralphilosophie komplett referieren zu müssen. Fächergrenzen gelten zudem für die Journalistin nicht. Die in der Wissenschaft immer wieder eingeforderte und selten eingelöste Interdisziplinarität ist im Journalismus schlicht Alltag. Auch das fällt in die Rubrik »angenehm« und gelegentlich sogar »erkenntnisreich«.

Guter Journalismus ist der Sozialwissenschaft gar nicht so unähnlich. Beiden geht es um die Beobachtung von Welt, beiden auch darum, diese Beobachtungen zu publizieren. Und wenn es richtig gut läuft, dann haben beide in Ansätzen die gleiche Motivation. Ich mag da naiv sein, aber der Ausgangspunkt der Sozialwissenschaften ist die Aufklärung. Das hat sie mit dem Journalismus gemein. Zugegeben: Das ist für weite Teile der journalistischen Zunft ein Knock-out-Kriterium, und das wird dann wiederum zum Untersuchungsgegenstand der Wissenschaft. Wissenschaft befindet sich auf der Meta-Ebene und betreibt sozusagen Aufklärung der Aufklärung. Die Forschung sieht genauer hin, als es der Journalismus kann. Denn die Zeit für die journalistische Recherche wird immer knapper – aber das ist schon beinahe ein Gemeinplatz.

Obwohl gerade hier wieder die Gemeinsamkeit von Sozialwissenschaft und Journalismus liegt: in der genauen Beobachtung gesellschaftlicher Realität. Die Nähe von Wissenschaft und Journalismus wird durch die französische Sprache klarer als durch die deutsche. »Recherche und Forschung« heißt auf Französisch »recherche et recherche«.